LESEPROBE: "**Das Geheimnis der Dorothy Tate oder: very British**" aus:

Das Geheimnis der Dorothy Tate oder: very British

Nie hätte ich für möglich gehalten, dass mir ein solches Abenteuer passieren würde. Es war im Sommer vor zwei Jahren, und ich schlenderte nichtsahnend durch Newcastle.
Ich, eine Mannheimer Studentin, die mit vier Freundinnen im Norden Englands ihren Urlaub verbrachte.
Nordengland, und dazu noch Newcastle.
Newcastle, wie langweilig, sagten einige von unseren Bekannten. Warum nicht London?
In London ist rund um die Uhr was los, aber in Newcastle ist der Hund begraben.
Apropos begraben. An jenem Sommerabend schlenderte ich ganz allein ein wenig ziellos durch die Stadt und über den Friedhof , als ich plötzlich wie angewurzelt stehen blieb.
Ich weiß nicht, warum mich jene verwaschene Inschrift auf jenem schiefen Grabstein so magisch anzog.
Gerade war ich am Fluss gewesen, dem dunkel und träg dahinfließenden Tyne. Ich hatte die erst vor kurzem errichtete und als Touristenattraktion gerühmte Milleniumbrücke gesehen und beschlossen, sie weniger interessant zu finden als die alte viktorianische Brücke davor, steinerne Zeugin unglückseliger Geschichten aus hundertfünfzig Jahren einer nordenglischen Bergarbeiterstadt.
Newcastle-upon-Tyne.

Das Flussviertel mit seinen Pubs, Hotels, schäbigen Absteigen und kleinen Theatern hinter mir lassend, folgte ich einer gewundenen Gasse, die nach oben führte ins Zentrum der Stadt, durch eine Unterführung hindurch und zu einer Kirche hin, die, auch sie viktorianisch, sich bedrohlich über mir erhob. Es war eine jener bedrohlichen Kirchen, wie Thomas Hardy sie in seinen Romanen beschrieb und die einem einen Schauer nach dem andern über den Rücken jagen.
Ein riesiger Glas- und Betonbau, dicht dahinter, versuchte vergebens, die Kirche an Düsterkeit zu übertreffen. Eine sattgrüne Rasenfläche, wie nur englische Rasenflächen es vermögen, sattgrün zu sein, umschloss die Kirche, darauf Grabsteine. Moosig und grau und verschnörkelt.
Ich blieb vor einem von ihnen stehen, entzifferte einigermaßen mühsam die Inschrift, verwittert vom Salz der nahen Seeluft. Die Inschrift sagte mir, dass hier Dorothy Tate, die Frau des John Tate, gestorben mit 29 Jahren am 14.Dezember 1844, zusammen mit zweien ihrer Kinder ruhte. Wo war John Tate begraben, wo die anderen Kinder? Wie viele Kinder hatte es gegeben? Es konnten gut sechs oder mehr gewesen sein, trotz Dorothy Tates jugendlichem Alter. Die Frauen vor 160 Jahren waren früh verheiratet worden und oft nichts als Gebärmaschinen gewesen.
Diese Gedanken bewegten mich, als ich, nachdem ich eine ganze Weile sinnierend vor dem Grabstein gestanden war,

schließlich den fast menschenleeren Weg weiterging, der ins Herz der Stadt führte.
Allmählich belebte sich die Szenerie, Leute allein oder in Gruppen kamen mir entgegen, die bunten Eindrücke ließen mich Dorothy Tate und ihren mysteriösen Grabstein vergessen.
Es begann, leicht zu tröpfeln, der Regen wurde stärker, dazu kam ein ungemütlicher Wind mitten im Sommer, der die Menschen bewog, schleunigst das Weite zu suchen.
Ich rettete mich ins Trockene, genau gesagt in eine Teestube, wenig anheimelnd, aber wenigstens windstill. Ich bestellte mir einen Tee mit zwei Scones, und als ich mir den braunen, weichen Zucker in die Tasse schaufelte und geistesabwesend mit dem Löffel herumrührte, war auf einmal der moosige Grabstein der Dorothy Tate wieder da.
Als ich, immer geistesabwesender, in einen der beiden Scones biss, hatte ich plötzlich das unangenehme Gefühl, beobachtet zu werden. Es war zunächst nur ein dumpfes Empfinden, das bald zur Gewissheit wurde.
Schräg gegenüber von meinem kleinen Bistrotisch (ja, England schien allmählich offen zu werden für die guten Dinge des Kontinents) saß ein jüngerer Mann, nicht übel aussehend, der keltische Männertyp, dem man nicht selten hier im Norden Englands begegnet. Mit ganz schwarzen Haaren und dunkelblauen Augen. Er lächelte mich an, vielleicht lächelte er mich auch aus, denn ich war trotz oder wegen meiner Geistesabwesenheit gerade dabei, ziemlich gierig in das

Gebäck zu beißen und bot sicherlich einen eher läppischen Anblick. Mit einer Geste bedeutete er mir, ob er sich zu mir setzen dürfe.
Verunsichert über soviel Unverfrorenheit zuckte ich mit den Achseln, was der Mensch mir gegenüber offensichtlich als Aufforderung nahm. Er kam mit seiner Teetasse an meinen Tisch und setzte sich auf den leeren Stuhl mir gegenüber. Ohne Umschweife überfiel er mich mit einem Wortschwall, einem deutlich nordenglischen Wortschwall übrigens, ich solle entschuldigen, normal würde er junge Frauen und Mädchen nicht so dreist ansprechen, aber ich hätte doch so eine verblüffende Ähnlichkeit mit der jungen Frau auf einem Gemälde, das zuhause bei seiner Tante hinge.
Zunächst hielt ich diese Erklärung für einen plumpen Trick, aber mein Gegenüber sah doch ziemlich Vertrauen erweckend aus, darum ging ich auf das Spielchen ein. Ich entgegnete, ich könne mir nicht vorstellen, mit einer englischen Familie verwandt zu sein, da ich zwar Emily hieße wegen der Marotte meiner in alles Englische und vor allem in die englische Literatur vernarrten Mutter und meines Vaters, der Anglistikprofessor in Heidelberg war. Es gab keine englischen Familienbande. Wir waren alle echte Pfälzer und Kurpfälzer, seit Generationen. In Mannheim, Heidelberg, in der Pfalz verwurzelt. Das mit der Pfalz und der Kurpfalz musste ich ihm erklären.

„Ich heiße Emily wegen Emily Bronte, und meine Schwestern heißen, wie könnte es anders sein, Charlotte und Anne.“
„Und der Bruder heißt Branwell?“ fragte der englische Tischnachbar in Anspielung auf den glücklosen und verlotterten Bruder der drei genialen Literaturschwestern.
„Es gibt keinen Bruder“, erwiderte ich. „Das ist vielleicht gut so.“
„Ja, vielleicht.“
Wir schwiegen beide.
Ob ich eine Touristin sei, wollte der junge Mann wissen.
„Ja, ich habe gerade Semesterferien. Ich studiere Englisch an der Uni Mannheim.“
Interessant. Eine Studentin also. Er selber habe Architektur und Kunstgeschichte studiert und arbeite seit einiger Zeit in einem Architekturbüro in der Nähe des Monument, neben der Waterstones - Buchhandlung mit der edlen schwarzen Holztäfelung an der Fassade. Jugendstil. Er konnte den Architekten und Kunsthistoriker nicht verleugnen. Mein Englisch sei wirklich perfekt, fügte er hinzu, perfekter als sein eigenes. Er sagte das in Anspielung auf seinen nordenglischen Geordie - Dialekt, der ihm trotz seiner Bildung nie mehr abhanden kommen würde.
„Wir sind halt echte Newcastle-Ureinwohner, Aunt Harriet und ich. Seit Generationen. Alle sind hier geboren…und viele auch begraben.“
Dann erklärte er mir, wer Tante Harriet sei, seine uralte Tante Harriet, 94 Jahre und vielleicht mehr, so genau wisse sie selber

es nicht, er wohne mit ihr zusammen und sie sei eigentlich, ehrlich gesagt, verrückt. Von der Art Verrücktheit, die so überaus angenehm für die Betroffenen ist: man hält alle andern für meschugge, nur sich selbst nicht.
„Wie schön für die Tante“, sagte ich. „Die ist bestimmt sehr glücklich.“
„Wie wäre es, wenn Sie morgen bei uns vorbei schauen würden? So gegen 7 Uhr abends, das ist Tante Harriets beste Zeit. Sie würde sich über Ihren Besuch freuen.“
Als ich zögerte, sagte er:
„Moralische Bedenken? Wohl kaum. Was ist dabei, eine 94Jährige zu besuchen? Gibt es eine bessere Anstandsdame?... und außerdem könnte ich Ihnen dann das Bild Ihrer Doppelgängerin aus einer anderen Epoche zeigen. Vielleicht sind wir ja doch verwandt.“
Wir lachten beide.
Er schob mir seine Visitenkarte über den Tisch. Ich warf einen flüchtigen Blick auf das edle, goldgeprägte Grafikerprodukt. John Tate, stand da, John Tate, Freelance Architect…, der Rest schwamm vor meinen Augen. Ein Zufall, sagte es in mir, Tate ist ein häufiger englischer Familienname, es gab in London die berühmte Tate Gallery, ein Anglistikdozent an der Mannheimer Uni hieß Jonathan D. Tate, eine Kommilitonin hieß Patricia Tate und stammte aus Swansea. So viele Tates, die mit John Tate, dem Ehemann der Dorothy Tate und dem moosigen Grabstein

nichts gemein hatten. John, ein so häufiger Männername wie bei uns früher Hans und Fritz.
Er hatte sich nicht namentlich vorgestellt, d.h., er hatte nur seinen Vornamen genannt, darum hatte der Familienname auf der Visitenkarte - und in dieser Kombination- mich geschockt. Aber es war ein Zufall, nichts als ein Zufall. Ich fasste mich und ließ die Visitenkarte in meinem Geldbeutel verschwinden.
„Ist Ihnen nicht gut?“
Er hatte mein Erschrecken bemerkt, ich kann mich nicht gut verstellen. Ich bemühte mich aber um Ruhe und Gelassenheit und sagte:
„Ich werde erwartet in meinem Hotel. Meine Freundinnen und ich, wir hatten noch etwas geplant.“
Ich träumte in der folgenden Nacht, dass ich durch die verwinkelten Arkaden und Shopping Malls der Stadt eilte, die Grainger Street rauf und runter, vor mir eine Frau im karierten langen bauschigen Kleid der Frühviktorianerinnen, sie fegte um die zahlreichen Erker und Biegungen, als renne sie vor etwas Bedrohlichem davon. Nur ich bin es, rief ich ihr nach, eine harmlose Studentin aus Deutschland. Aus dem schönen Mannheim, einer Stadt, die an zwei Flüssen liegt. Rhein und Neckar.
Sie drehte sich um, ich sah in mein eigenes Gesicht, mein anderes Ich aus dem frühen 19.Jahrhundert trug einen Hut, der unterm Kinn mit einer Schleife festgebunden war. Wir stutzten beide, plötzlich waren die Arkadengänge voll mit vielen

modernen Emilys und mit vielen altmodischen Emilys, zwei geklonte Gruppen sozusagen, und wie ein Spuk stoben alle diese geklonten Figuren durcheinander und waren im nächsten Augenblick verschwunden. Eine der Gestalten kam zurück, es war eine aus der viktorianischen Gruppe mit Karokleid und Schleifenhut. Als sie vor mir stand, verwandelte sich ihr junges Gesicht in das einer uralten Frau. Zahnlos, mit tausend Falten, ein Hexengesicht.

Ich schrie laut auf und erwachte mitten im Schreien. Wie durch ein Wunder musste ich aber sofort wieder eingeschlafen sein. Es war ein traumloser Schlaf diesmal. Dem Treffen um 7 Uhr sah ich mit sehr gemischten Gefühlen entgegen, doch zu meiner eigenen Überraschung überwog die Neugier. Ich weiß nicht, warum.

Den Freundinnen im Hotel sagte ich nichts von meinem seltsamen Rendez-vous mit John Tate und der uralten Tante Harriet.

Ich kaufte in der Grainger Street schnell noch Pralinen für Tante Harriet, doch als ich den Laden verließ, wurde mir bewusst, wie unpassend vielleicht dieses Geschenk war. Die meisten alten Leute hatten doch Diabetes.

Aber sie war doch schon verrückt, warum sollte sie auch noch zuckerkrank sei? Und nun war es eh zu spät für ein anderes Mitbringsel. Ich musste mich beeilen.

Ich drückte den Klingelknopf: John and Harriet Tate.

Das klang wie ein Ehepaar, ein bisschen merkwürdig.

Die typisch englische Tür, blau mit Messingklopfer in der Form eines grimmigen Löwenkopfes, wurde abrupt aufgerissen und ich stand der Frau gegenüber, die ich in meinem Traum schon gesehen hatte. Es war die uralte Frau ganz am Ende des Traums.

Es gibt so etwas wie Antizipation. Die Vorwegnahme von Ereignissen, von Atmosphäre, von Personen, denen man dann später auch wirklich begegnet.

Auch die Frau - es musste Tante Harriet sein, wer sonst - stutzte, als sie mich sah.

„Dorothy, Dorothy. Du bist zurückgekommen? Du wunderst dich, dass es noch lebt, das alte Krokodil, die uralte, verrückte Tante Harriet? Was guckst du mich an mit deinem hässlichen Gesicht? Was willst du von mir? Ich kenne dein Geheimnis, habe es endlich herausgefunden nach so vielen Jahren, habe alles versucht, bin so alt geworden, aus Trotz, aus Trotz."

Sie kam mit ihrem uralten Gesicht, einem Krokodil wahrlich nicht unähnlich, ganz nah an mich heran, ich wich zurück und wollte die Treppe hinunterlaufen, nur schnell weg von dieser Krokodilstante, die noch verrückter war, als ich befürchtet hatte.

Doch jemand rief mich zurück. Es war die dunkle, angenehme Stimme mit dem nordenglischen Akzent, die Stimme von Tante Harriets Neffen John.

„Bleib doch hier, Emily, bitte. Sie tut dir nichts."

John nahm Tante Harriet liebevoll am Arm und führte sie in ein Zimmer, wobei er mir ein Zeichen gab, ich solle folgen.

Das sehr englisch, sehr großbürgerlich und viktorianisch eingerichtete Zimmer war mit zwei Erkern und einem hohen offenen Kamin ausgestattet. Über dem Kaminsims, auf dem zwei schwarzweiße Staffordshirehunde standen und mehrere Messingleuchter in verschiedenen Größen, hing...ich.
Ich, beziehungsweise meine Doppelgängerin. Ein wenig älter als ich, vielleicht Ende zwanzig, schaute sie aus der Leinwand heraus mir direkt in die Augen. Ihre eigenen Augen hatten einen melancholischen Ausdruck. Eine etwas ältere, ein wenig ernstere Version meiner selbst grüßte aus einer ferneren Zeit zu mir herüber. Mein Gegenpart trug ein Karokleid und einen unterm Kinn gebundenen Schleifenhut. Antizipation. Eine doppelte Antizipation, dachte ich. Ein Messingschildchen unter dem Bild sagte schlicht: Dorothy Tate, 1844, painted by Nicholas Saunders, Newcastle.
Dorothy Tate. Der moosige Grabstein.
„Das hässliche Gesicht, es ist zurückgekommen“, kreischte die Altfrauenstimme von Tante Harriet.
„Ich kenne das Geheimnis mit dem Kind. Mit den Kindern. Ich kenne es.“
John sprach ruhig und beschwichtigend auf die aufgebrachte Tante ein und setzte sie wie eine Puppe, aber sehr behutsam auf das von gestickten Kissen übersäte Sofa.
Er erklärte, dies sei Emily, eine Bekannte, und die Ähnlichkeit mit dem Bildnis sei nur ein Zufall. Außerdem habe Emily, ebenso wenig wie Dorothy auf dem Gemälde, kein hässliches

Gesicht. Ganz im Gegenteil doch. Dies sagte er voller Zärtlichkeit. Viele Menschen sähen sich ähnlich, außerdem stamme ich aus einem anderen Land.
Tante Harriet schien sich unter dem Einfluss von Johns sanfter Stimme zu beruhigen, nur einmal blitzte sie mich krokodilsartig aus ihren kleinen Augen an. Da besann ich mich auf meine Pralinen, die mir Tante Harriet gierig aus der Hand riss und sofort öffnete, um dann laut und vernehmlich die Pralinen rutzeputz zu vertilgen, ohne John nur eine einzige davon anzubieten. Offensichtlich litt sie nicht unter Diabetes. John ging in die Küche, um Tee zu bereiten. Ich war mit der Verrückten allein, und ich weiß heute nicht mehr, was mich bewog, die Tante auszufragen.
Wie es um das Geheimnis stünde, ich sei interessiert, alles aus erster Quelle zu erfahren, ich schmeichelte dem uralten Krokodil und bewunderte seinen klaren Verstand, seine Menschenkenntnis, seinen Scharfsinn und sein Urteilsvermögen, seine Rüstigkeit und seine Vitalität und sein...gutes Aussehen. Die uralte Tante Harriet, trotz des biblischen Alters doch immer noch eine Frau und Schmeicheleien zugänglich, tappte in meine tückische Falle.
Draußen in der Küche kochte Wasser, es rumorte und es schepperte Geschirr. John war wohl eher von der umständlichen Art.
Und das Krokodil erzählte:

„Dorothy, das war die Frau von John Tate, John Tate hießen alle, alle Tates seit Generationen, und John und Dorothy hatten drei Kinder zusammen. John ein reicher Tuchfabrikant, Dorothy sogar aus Landadel stammend. Da erfuhr John durch einen Brief... hier unterbrach Tante Harriet wie schuldbewusst ihre Rede, denn Neffe John kam mit einem überdimensionalen Lacktablett (Kolonialzeit, dachte ich, dies ist der imperialistische Touch des Haushalts Tate) aus der Küche zurück, mit drei Riesentassen, drei Muffins, silberner Zuckerdose und silbernem Milchgießer.

Täuschte ich mich, oder blickte Tante Harriet ängstlich aus ihren Krokodilsäugelchen?

Hastig griff sie sich eine Tasse vom Tablett, offenbar ihre persönliche Lieblingstasse. Bezeichnenderweise war diese Tasse mit einem Krokodil bemalt, einem sehr freundlichen Krokodil übrigens. Es trug ein Ballettröckchen und balancierte auf einem Seil, in den Krallen ein Schirmchen. Unter dem Krokodil stand: Love me tender, love me, do.

Johns Tasse war eine Löwentasse, meine eine Giraffentasse. John schenkte Tee und Milch ein, Tante Harriet kippte zwei große Löffel braunen Zuckers in ihre Krokotasse, dann sagte sie zackig und salutierend und stocksteif dastehend wie ein Admiral der königlichen Flotte: „Bottoms up.“

Das war so komisch, dass John und ich lachen mussten, doch Tante Harriet verzog keine Miene.

„Bottoms up, Tante Harriet“, sagten wir im Chor, und die Tante leerte die Tasse mit dem heißen Tee fast in einem Zug.
Sie war nicht nur verrückt, sondern auch in jeder Hinsicht abgebrüht.
„John, ich brauche mehr Zucker, meine Tagesration ist nicht erfüllt“, kommandierte sie, und John tapste gehorsam in die Küche.
„Den habe ich reingelegt,“ zischelte sie und schaute mit ihren grün funkelnden Krokodilsaugen zu mir herüber.
„Ich brauche gar keinen Zucker mehr, es gibt auch keinen, er wird eine Weile suchen. Aber die Geschichte von Dorothy Tate. John darf sie nicht erfahren, diese Schande, diese Familienschande. John...“.
John kam zurück, vielleicht hatte er Tante Harriets List durchschaut? Tante Harriet hielt kurz inne und ging dann fast nahtlos zu alltäglichen Dingen über, weg von gelüfteten Geheimnissen um die mysteriöse Dorothy Tate. Sie schien mit einem Mal völlig vernünftig, erwähnte die überteuerten Preise der Restaurants und der Lebenshaltung überhaupt, sie ereiferte sich über das so überaus hässliche neue Einkaufszentrum mit Kinos und Ramschgeschäften, wie hieß es noch mal, auf der Rolltreppe hatte sie sich verheddert und wäre fast zu Tode gestürzt, hätte dieser nette Gentleman sie nicht im letzten Moment festgehalten, sie sprach begeistert vom Heimspiel des Newcastle Fußballclubs gegen die Rowdies von Sheffield. Nie

hätte ich gedacht, dass sie all diese Dinge registrierte in ihrem viktorianischen Plüschsofa - Krokodilsbau.
Sie zupfte die Kissen zurecht, als sei Ordentlichkeit ihr wichtigstes Anliegen, und plötzlich rief sie unvermittelt:
„So, ihr hässlichen jungen Leute, nun muss sie doch ins Bettchen, die noch hässlichere Tante Harriet“. Und halb kokett, halb gutmütig gab sie dabei John einen kleinen Klaps auf den Arm.
Mir zwinkerte sie zu, als John uns den Rücken kehrte und mit dem Riesentablett zur Küche ging.
Tante Harriet zog sich in ihr Zimmer zurück, und ich verabschiedete mich unter dem Vorwand, ich müsse jetzt doch zu meinen Freundinnen ins Hotel zurück. Wir wollten noch ins Pub gehen.
John wollte mich unbedingt wieder treffen, und wir machten aus, dass er mir am übernächsten Tag Durham zeigen würde, die Stadt, die ich vom Lied her kannte aus dem alten Englischbuch, das Lied von „Old Durham Town“. Eine berühmte und renommierte Unistadt überdies, wie Oxford und Cambridge fast. Eine Kathedrale, ein Städtchen, ein Fluss, eine Burg.
Als ich die Straßen zum Campus hochging, schossen mir viele Gedanken durch den Kopf.
Was sollte ich machen mit diesem charmanten, hübschen Kerl, dem Kelten mit dem Geordie- Dialekt, der zu allem Übel mit einer verrückten alten Tante zusammenwohnte?

Das war doch irgendwie auch nicht...normal. Wollte er sie beerben? Und dann diese Zufälle: John and Dorothy Tate. Der moosige Grabstein, das Bildnis, die Jahreszahl: 1844. War Dorothy in ihrem Todesjahr gemalt worden? Handelte es sich überhaupt um die gleiche Dorothy Tate? 1844. Beide Male die gleiche Jahreszahl. Dorothy war 29 Jahre alt geworden, auch die Frau auf dem Bild mochte 29 Jahre alt sein. Ich wusste selbst nicht mehr, was ich glauben sollte. Zufälle? Oder war alles planmäßig verwoben?

Ich wollte ganz fest an den Zufall glauben.

John und ich trafen uns am Bahnhof. Er wartete schon und schoss freudig auf mich zu, als habe er bezweifelt, dass ich käme.

Während der Bahnfahrt sprach fast nur er, ich hörte zu und amüsierte mich insgeheim über diesen gemütlichen nordenglischen Dialekt.

Er fragte mich, ob Tante Harriet ihr sogenanntes „Geheimnis“ verraten hätte, was ich bejahte, teilweise anvertraut, denn was sollte ich leugnen? Tante Harriet war eh verrückt und hatte bestimmt spintisiert.

John dürfe nichts erfahren von dem Geheimnis, das hatte sie wohl gesagt, aber war man einer verrückten Alten zum Worthalten verpflichtet? Der Zug fuhr gerade am Angel of the North vorbei, diesem imposanten Gebilde. Da sagte John:

“Sie glaubt, ein Geheimnis zu hüten, ein Familiengeheimnis, einem dunklen Fleck auf der Familienehre auf die Spur

gekommen zu sein, eine Leiche aus dem Ahnenkeller der Tates ausgegraben zu haben. Dies ist eine ihrer Marotten, doch dieses Geheimnis ist keines. Es handelt sich auch nicht um Fiktion. Alles ist wahr. Aber davon später.“

Ich versuchte erst gar nicht, für mich Sinn in diese Worte meines Begleiters zu legen. Tante Harriet hatte mich mit einer angefangenen Enthüllung gestern Abend stehen lassen, wir waren unterbrochen worden durch Johns Erscheinen, ich würde warten müssen. Er war offensichtlich nicht in der Stimmung, mir die Geschichte zu Ende zu erzählen, es war auch nicht der richtige Augenblick dafür. Ich würde Geduld haben müssen.

Der Zug war in Durham angekommen, John half mir galant und altmodisch beim Aussteigen, ich war soviel höfliche Aufmerksamkeit nicht gewöhnt.

Wir überquerten die nach oben geschwungene Brücke, welche zum Städtchen führt, und irgendwie kam mir das alles bekannt vor: Städtchen, Fluss, die Silhouette von Burg und Kathedrale hoch oben am bewaldeten Berg.

Hatte ich alles im Traum schon einmal gesehen oder einfach nur auf einem Poster im Touristenbüro in Newcastle? Ich wusste es nicht.

John führte mich behutsam, so als könne ich verloren gehen oder zerbrechen. Wir gingen in ein Café neben einer kleinen Buchhandlung. Am Nachbartisch saß ein junger Mann, der öfter zu mir herüberschaute. John bemerkte es, und seine Miene versteinerte sich. Wie war das zu deuten? Er schaute den Mann

am Nachbartisch feindselig an, und plötzlich begriff ich: John war eifersüchtig. Er hatte sich verliebt, oh wie lästig, und das ausgerechnet ganz am Ende meines Sommerurlaubs.
Aus Neugier und mit einer großen Portion Blauäugigkeit- ich war doch sonst nicht so naiv- war ich in ein Abenteuer hineingeschlittert, das ich nicht wollte. Ich hatte mich in eine Sache hineinziehen lassen, die ich so nicht wollte.
Hastig meinen Tee trinkend, bemühte ich mich dennoch, mein wachsendes Unbehagen zu verbergen.
John zahlte schnell, und beim Verlassen des Cafés warf er dem Fremden am Nachbartisch einen solch hasserfüllten Blick zu, dass ich glaubte, Ähnlichkeiten mit Tante Harriets Verhalten zu erkennen.
Und wenn nun beide verrückt waren, Tante und Neffe? Und für den Neffen galt noch nicht einmal die Ausrede der Altersdemenz.
Welcher junge Mann wohnt mit einer alten Tante zusammen beziehungsweise mit einer uralten Großtante? Es grenzte an Perversität.
„Da waren diese Kinder," sagte John unvermittelt, während wir zur Kathedrale hinaufstiegen. „Und diese Dorothy, die ihrem Mann untreu war. Mit einem Dienstboten ein Verhältnis zu haben und dann noch zwei Kinder von ihm, sie war so eine Art Lady Chatterly, doch die Affäre hatte Folgen: Zwei uneheliche Kinder. Er war rasend vor Eifersucht, alle Tates haben diese

Leidenschaft, sie vererbt sich wie der Name John. John musste dies rächen. Die Familienehre verlangte es.“
Ich wagte einen zaghaften Einwand:
“War denn Dorothys Untreue erwiesen? Vielleicht hatte jemand einen Groll gegen sie und wollte ihr schaden, wie es in Shakespeares „Othello“ der Fall ist. Othello und Desdemona. Sie war doch auch unschuldig. Othello tötete eine Unschuldige.“
„.. und Dorothy und die Kinder starben wie Desdemona. Von John Tates Hand. Das Gericht sprach ihn frei. Er war ein Ehrenmann. Es war eine Ehrentat gewesen. Eine Affekthandlung, freilich, aber so verständlich.“
Ich hatte Angst, zu widersprechen, denn diesem Menschen neben mir war sehr ernst.
„Und nun habe ich endlich die Frau gefunden, mit der ein Tate, ein anderer John Tate, beweisen kann, was Ehrbarkeit ist. Treue, Liebe. Ich habe gleich gespürt: wir zwei sind seelenverwandt.“
„Hoffentlich nicht“, dachte ich. Ich wäre gerne geflüchtet, aber wir waren bereits an der Kathedrale angekommen. Ich mühte mich um Gelassenheit. Verrückte soll man nicht reizen.
In der Kathedrale suchte ich, wie ich es immer in Kirchen tat, die Ecke auf, in der Kerzen oder Teelichter zum Anzünden bereitstanden. Mein Hang zur Mystik wollte es so, ich konnte nicht anders, ich war süchtig nach diesem Kerzenanzünden.

Während ich meine Kerze auf dem Drahtstab feststeckte, dachte ich mein Gebet: Lass mich diesen Wahnsinnigen loswerden. Lass mich die Ruhe bewahren.
John schaute mich verzückt, anders kann man seinen Gesichtsausdruck nicht beschreiben, von der Seite an. Mein Gebet hatte offensichtlich seine Wirkung verfehlt, oder es hatte einfach noch nicht in meinem Sinne gewirkt.
„Und nun hab ich dich gefunden, und nun lass ich dich nie, nie mehr los“, flüsterte er, und seine Stimme hatte etwas Fanatisches, Furchterregendes, das mich nach draußen trieb, hinaus in den hellen Tag.
Er näherte sich mir. Ich geriet fast in Panik vor Angst, da trat eine geschwätzige Touristengruppe mit einer noch geschwätzigeren Fremdenführerin durch das Portal der Kathedrale, und vorläufig war ich gerettet.
Die wundersame Folge des Kerzenspendens war es vielleicht auch, die dafür sorgte, dass wir auf dem ganzen Weg von der Kathedrale zur Stadt hinunter und dann wieder zum Bahnhof hinauf immer von vielen Menschen umgeben waren. Es ergab sich also keine Gelegenheit zur Belästigung.
Menschen wie John, die den Schein der Ehrbarkeit im Sinn haben, verhalten sich angepasst und unauffällig in der Menge und entpuppen sich, wenn es keine Zeugen gibt.
Die Heimfahrt im Zug war wieder von jenen seltsamen, eifersüchtigen Blicken begleitet. Es war peinlich. Zwei Teenager bemerkten es und tuschelten und kicherten. Die Objekte von

Johns Eifersucht waren ein gemütlicher dicker Familienvater, ein Student mit Irokesenfrisur, der einen Comic las, und zuletzt ein ganz offensichtlich schwuler, sehr schöner junger Mann, der sich mit effeminierten Gesten mit einem anderen schönen jungen Mann darüber unterhielt, weshalb er seinen Friseur gewechselt hatte.
„Tante Harriet wird entzückt sein, dass die Familienehre wiederhergestellt wird. Wenn wir nun bald zu dritt wohnen."
Er nahm mich beim Aussteigen wieder behutsam am Arm und führte mich zum Bahnhof hinaus über die Straße.
„Ich lass es mir heute nicht nehmen, dich ins Hotel zu bringen. So lerne ich auch einmal deine Freundinnen kennen," sagte er zu meinem Entsetzen.
Da ließ ein gütiges Schicksal oder aber meine gute Tat des Kerzenanzündens in der Kathedrale von Durham plötzlich meine vier Freundinnen an der anderen Straßenseite erscheinen, sie winkten zu mir herüber, ich riss mich los von meinem unheimlichen Verehrer, ich rannte zu ihnen hin und erklärte ihnen in kurzen Sätzen meine Lage:
„...in Gefahr...nur weg hier...später mehr davon."
Ein großer Doppeldeckerbus schob sich zwischen uns und John Tate, der zur Verfolgung ansetzte, doch meine Freundinnen und ich rannten und rannten. Ich konnte mich in der Not auf die „Hühner" verlassen, wie ich sie gerne nannte. Zum Glück hatte ich meinem keltischen Othello nie meine Hoteladresse verraten, und übermorgen würde ich abreisen.

Im Hotel angekommen, erzählte ich den Freundinnen von Dorothy Tate und der verrückten Tante Harriet und ihrem noch tausendmal verrückteren Neffen John.
Am nächsten Tag versuchten wir, das Architekturbüro neben Waterstones zu finden. Es gab weit und breit um das Monument und um Waterstones kein Architekturbüro.
Doch ich ging, um wieder auf den Boden der Realität zu kommen, in das kleine Schuhgeschäft in der Grainger Street und kaufte mir ein Paar schicke schwarze Schuhe mit roten Streifen.
„In Newcastle ist der Hund begraben, stimmt` s?“ fragte mich nach den Ferien ein Bekannter, den ich auf den Planken traf.
„Wieso der Hund? Du meinst wohl Dorothy Tate. Dorothy Tate ist in Newcastle begraben. Aber das ist ein Geheimnis.“
Und ich setzte beschwingt und fröhlich meinen Weg in Richtung Uni fort.

Aus: „Das Mannheimer Sommerbuch“ Geschichten für Daheimgebliebene
und für Urlauber, 2009 Wellhöfer Verlag, Mannheim

Bestellen Sie das Buch online: https://www.wellhoefer-verlag.de/?Mannheim/Das_Mannheimer_Sommerbuch